



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die moderne tribunitia potestas

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einem Entschlusse anders zu bestimmen, als durch wohlervogene sachliche Gründe, und stets, auch von Dingen, die seinem im wesentlichen militärischen Bildungsgange ganz fern lagen, suchte er sich durch unermüdbliche Arbeit eine selbständige Ansicht zu verschaffen. Mit merkwürdigem, unfehlbarem Takte sprach er öffentlich in seiner schlichten, bestimmten Weise über jede Sache und zu jedem immer das, was gerade gesagt werden mußte. Er verstand aufs würdigste und glänzendste zu repräsentiren, aber für sich lebte er in seinem schmucklosen Palais in streng soldatischer Einfachheit, schlief bis in sein höchstes Alter im schmalen eisernen Feldebett und war vom frühen Morgen an in Uniform. Denn immer blieb er doch durch und durch Soldat, und wenn der alte Herr, den Kopf etwas vorgeneigt, aber straff im Sattel bis in seine letzten Jahre — er ritt noch mit fünfundachtzig Jahren Galopp — die Reihen seiner Regimenter musterte, dann war es jedem einzelnen Manne, als wenn dies blaue Auge sich gerade auf ihn richtete und ihm durch und durch schaute. Und doch strahlten diese Augen wieder von Milde und Güte und guter Laune; niemals hat er jemanden wissentlich gekränkt, wohl aber zahllose Kränkungen verziehen, und mit feinem Humor wußte er eine komische Situation aufzufassen. So war er der Kaiser, der dem deutschen Wesen am meisten entsprach, kein stolzer, herrschgieriger Despot und keine geniale Natur, aber eine durch und durch harmonische, herzensgute und die Herzen unwiderstehlich gewinnende Persönlichkeit. In seiner ehrwürdigen Gestalt verkörpert sich uns die ganze große Zeit der Wiedergeburt unsers Volkes. Möge daher das Bild Kaiser Wilhelms des Siegreichen in seinem milden, erwärmenden Glanze unsern Nachkommen leuchten bis in die fernste Zukunft!



Die moderne tribunitia potestas



inige Vorgänge aus der jüngsten Vergangenheit machen es einer politischen Zeitschrift zur Pflicht, klar zu einer der wichtigsten staatlichen Fragen Stellung zu nehmen. Wir können es dabei nur beklagen, daß leidenschaftslos sachliche Erörterungen in den wichtigsten politischen Zeitfragen so außerordentlich selten geworden sind. Eine Einigung über die praktisch zunächst zu ergreifenden Maßregeln würde oft leichter sein, wenn die theoretische Erörterung der Endziele beiseite bliebe und man den Gründen des Gegners gerecht zu werden suchte. Wir können es nicht für gesund halten, wenn bei jeder Meinungsverschiedenheit das Geschrei: Diffizios! Reptil! oder Umstürzler! Ordnungsfeind! erschallt.

Zur Stütze unsrer mittleren Stellung bedienen wir uns in diesem Falle absichtlich eines fremden Mundes, der Äußerung eines geistig und sittlich hochstehenden, über jede Verdächtigung erhabnen Mannes, der dem Adel angehörte und das Leben bei Hofe und in der Umgebung des Monarchen genau kannte, der General und königlich preussischer Kriegsminister und nach dem Urtheil eines berufenen Geschichtsschreibers auch zu einem Kulturhistoriker ersten Ranges veranlagt war. Hermann von Boyen, auf dessen sechzigjähriges Dienstjubiläum König Friedrich Wilhelm IV. eine Denkmünze schlagen ließ mit der Umschrift: *Belli pacisque artibus utilis patriae*, schreibt im Jahre 1835 über den uns am Herzen liegenden Punkt:*)

Soll der Fürst in der bisher gewohnten Art fortregieren, sich in alles nach seinem Belieben einmischen, um es nach seiner eignen Ansicht ohne weitere Gründe zu bestimmen? Ich glaube hier nicht bloß im Interesse der Völker, sondern wahrhaftig auch der fürstlichen Geschlechter selbst: Nein! Nein! sagen zu müssen; die Zeit zu einem derartigen Regieren ist vorüber, und selbst Friedrich der Große, dafür bürgt mir seine richtige Urteilskraft, würde, wenn er jetzt noch auf dem Throne säße, dies anerkennen. Es gilt dies nicht bloß für die sogenannten konstitutionellen oder sich dieser Form nähernden Staaten, sondern auch für ganz absolute; der Kaiser Nikolaus würde gewiß nicht übel dabei fahren, wenn er die erwähnte Maxime als Grundlage annähme. Die Gründe dafür sind so einfach, daß sie kaum einer Auseinandersetzung bedürfen. Sobald der Zeitpunkt in der Volksbildung eintritt, daß man die Regierungsangelegenheiten sowohl im allgemeinen als auch besonders in ihren einzelnen Zweigen wissenschaftlich zu konstruiren sucht und nach einer Kette logischer Prinzipien ordnet, kann und muß, so fehlerhaft übrigens die ersten derartigen Versuche auch sein mögen, das Regieren, besonders das Anordnen neuer Verhältnisse gründlich studirt werden. Der höhere Beamte muß oder sollte wenigstens für seinen Zweig die Gesamtsomme der Erfahrungen besitzen, sie nach ihren Ursachen und Wirkungen durchdacht haben. Dies ist schon für einen einzelnen Zweig eine bedeutende geistige Anstrengung, für alle Zweige der Regierung aber vereinigt, was bei dem Selbstregieren in der frühern Form doch durchaus erforderlich wäre, eine herkulische Arbeit. Es mag allerdings einzelne begünstigte Naturen geben, die auch mit dieser umfassenden Aufgabe fertig werden können, aber sie sind so höchst selten, daß es gewissenlos wäre, auf einen einzelnen, nach Jahrhunderten sich wiederholenden Glücksfall eine Regierungsform gründen zu wollen. Ueberdem, je mehr die Bildung in einem Volke sich verbreitet, desto mehr entwickelt sich auch die individuelle Persönlichkeit eines jeden, in einer solchen Epoche kann von keiner Gewaltregierung mehr die Rede sein, sondern die erwähnten wissenschaftlichen Erfahrungen müssen durch größere Menschenkenntnis ins Leben gebracht werden; die Klugheit ist in einem solchen Verhältnis die Hauptgewalt der Regierung.

Nun aber ist in allen Verhältnissen der fürstliche Stand derjenige, in dem sich die wenigste Menschenkenntnis erwerben läßt. Nur mit einem sehr kleinen Teil der Nation kommen sie in Berührung; dieser gehört entweder von Haus aus nicht immer zu den Bessern oder muß sich nach der angenommenen Etikette immer halb verschlossen gegen sie zeigen: unter diesen Umständen lernen die Fürsten oft nur

*) Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen. Von F. Nippold. Leipzig, Hirzel, 1889.

die schlimmen Seiten einer kleinen Anzahl von Menschen kennen, gewöhnen sich, nach diesen ihr ganzes Volk zu beurteilen, von dem sie eben denselben anscheinend blinden Gehorsam als aus dem Kreise ihrer Höflinge erwarten. Ich will zugeben, daß eine bessere Erziehung der Fürsten oder auch nur ein langdauerndes Kriegslieben (diese große anthropologische Schule), wie bei Friedrich, den Fürsten mehr Menschenkenntnis, als sie gewöhnlich besitzen, geben kann, aber die erste ist noch nicht angeordnet, und das letzte hat auch seine Schwierigkeiten, sodaß man wenigstens in den nächsten hundert Jahren befürchten muß, daß den Fürsten die zum Selbstregieren unentbehrliche Menschenkenntnis fehlen wird.

Wenn sich nun auch die fürstlichen Mängel zum Regieren, wenn man der Wahrheit getreu bleiben will, nicht weglegen lassen, so bin ich doch sehr weit entfernt, mit einer neueren Modeansicht sie deshalb für entbehrlich zu erklären (Europa würde sehr bald die Nachteile davon empfinden), und ebenso wenig kann ich mich damit einverstanden erklären, sie zu bloßen Automaten herabzuwürdigen. Nein! man soll die Fürsten, die unserm Kulturstande unentbehrlich sind, unter deren Schutz wir diesen eigentlich erworben haben, fortdauernd als die höchste irdische Gewalt ehren, ihr nötiges Ansehen befestigen und nur dahin streben, sie von den Vorurteilen der Vorzeit zu befreien, ihnen das, was sie heutzutage leisten können und müssen, begreiflich zu machen und sie dadurch auf die wie für die Völker, so für die Fürsten selbst zuträglichste Art des Regierens hinzulenken.

Wenn ein großer Gutsbesitzer z. B. auf seinen Gütern eine bedeutende Brennerei hat und von dieser nichts versteht, was muß er als vernünftiger Mann thun? Er muß nicht Kenntnisse heucheln, die er nicht besitzt, sondern sich einen tüchtigen Brenner annehmen und diesem, nach dem mit aller Besonnenheit getroffenen Abkommen, einen möglichst freien und ungestörten Wirkungskreis einräumen; der Gutsherr soll alsdann den Gang der Sache und ihren Erfolg beobachten, nicht jeden Augenblick nach seiner Laune oder nach jedem ihm zukommenden fremden Allenweiberrat dem Brenner in seinen einmal angenommenen Geschäftsgang pfuschen. Dieses vielleicht manchem zu niedrig gewählte Beispiel enthält doch eine sehr praktische Vorschrift für das Benehmen der regierenden Fürsten; sie sollen sich alles Selbstregierens und Selbstmachens enthalten, aber dafür sollen sie mit redlichem Willen und Berücksichtigung der öffentlichen Meinung immer dahin streben, die tüchtigsten Männer im Volke zu ihren Ministern zu machen, diese nach den bestehenden Gesetzen ungestört verwalten lassen, aber die Erfolge ihrer Verwaltung immer unausgesetzt beobachten, über jede anscheinende Stockung Aufklärung erfordern, und wo die Verwaltung fortdauernd lahm geht, einen andern Mann an ihre Spitze bringen. Die Fürsten sollen die Wirkung der bestehenden Gesetze und den Gang der öffentlichen Meinung sorgfältig beobachten; wo ihnen neue Verordnungen notwendig scheinen, diese nicht selbst machen oder durch die Kabinettsräte hinter der Gardine anfertigen lassen, sondern sie den Ministern abfordern usw. Könige müssen nur über die Hauptprinzipien mit ihren Ministern diskutieren. Endlich sollen die Fürsten sich als die fortdauernden Vermittler zwischen dem Volk und den Beamten, als die gebornen Repräsentanten der ärmern Stände gegen die reichen ansehen und sich deshalb von aller Verwaltung neutral erhalten. Eben jene unrichtige Stellung der Fürsten entsteht auch, wenn sie sich mit einem Departement aus Liebhaberei ausschließlich abgeben und sich um die andern nicht bekümmern. Dies ist meiner Erfahrung nach der einzige sichere Standpunkt, den man der fürstlichen Würde heutzutage geben kann; er ist ebenso für das Volk als für das Fürstengeschlecht wohlthätig und paßt, wie ich es vorhin schon erwähnte, ebenso gut für absolute als konstitutionelle Staaten: denn auf ihm kann selbst auch eine beschränkte fürstliche

Natur nützlich und nicht hemmend in den Gang der Regierungsmaschine eingreifen, während das größte Genie, das von Zeit zu Zeit einmal auf den Thron kommt, doch auch in den vorgezeichneten Formen einen Wirkungskreis offen findet, in dem es sich segensreich einen ehrenvollen Standpunkt in der Geschichte seines Volks erwerben kann. Die Fürsten sollen anregen und bewachen, nicht selbst machen!

Ist auch manches in diesen Ausführungen von der Zeit überholt, so bleibt doch das meiste als allgemeingiltig bestehen. Wir sind gut kaiserlich allerwegen, aber darum wollen wir den Kaiser nicht an der Spitze einer Partei sehen, selbst nicht an der Spitze der sogenannten Ordnungsparteien, denn diese Parteien vertreten nur zu oft eine Ordnung, die sich überlebt hat, und verhindern eine notwendige Reform der Ordnung, wenn sie ihren Privatvorteilen nicht entspricht.

Fürst Bismarck hat im Jahre 1878 bald nach den Attentaten zu General Grant über die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms I. geäußert:

Er unterscheidet sich ganz und gar von den Männern, welche in so hoher Lebensstellung geboren wurden, oder zum mindesten von vielen unter ihnen. Sie wissen, daß die Personen von seinem Range, Fürsten von Geburt, geneigt sind, sich für ganz verschieden von allen andern Menschen zu halten. Sie legen den Gefühlen und Wünschen andrer wenig Bedeutung bei. Ihre ganze Erziehung scheint darauf gerichtet zu sein, in ihnen die menschliche Seite zu ersticken. Der Kaiser ist im Gegenteil Mensch in allen Dingen. Er hat nie in seinem Leben irgend jemand Unrecht gethan, niemandes Gefühl verletzt, nie Härte empfinden lassen. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, immer beschäftigt und besorgt um das Glück und das Wohlbefinden seiner Unterthanen und seiner Umgebung.

In gewissen Beziehungen hat der Kaiser Ähnlichkeit mit seinem Vorfahren Friedrich Wilhelm, dem Vater Friedrichs des Großen. Die Übereinstimmung zwischen ihnen ist die folgende: der alte König hatte dieselbe Schlichtheit des Charakters, lebte einfach und zurückgezogen, führte ein wahres Familienleben; er besaß alle republikanischen Tugenden. So ist auch unser Kaiser; er ist in allen Dingen so republikanisch, daß selbst der eingefleischteste Republikaner ihn bewundern muß, wenn sein Urteil unparteiisch wäre.

Auch über Friedrich Wilhelm III. haben wir ein gleiches Urteil. Sièyès, Gesandter der französischen Republik in Berlin im Jahre 1798, berichtet seiner Regierung: „Am hiesigen Hofe ist der König der erste Republikaner.“

Die preussischen Könige haben zuerst dem Volke wieder die schweren staatlichen Pflichten auferlegt, ohne die der Staat nicht leben kann, sie haben die nationale Ehre und Selbständigkeit nach außen zur Geltung gebracht, aber sie sind sich auch der andern unzertrennlich damit verknüpften Seite der tribunitia potestas bewußt geblieben: der Schirmherr der untern Klassen gegen den Egoismus der obern zu sein.

Mögen auch die deutschen Kaiser in gleicher Weise nach beiden Richtungen ihres hohen Amtes walten! Die Reiche werden nur durch die Kräfte und Mittel erhalten, die sie begründet und groß gemacht haben.

